



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Offenherzigkeiten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Damals, Philipp, dünkte dir's  
Klug, die Ketter zu vergotten . . .  
Heute schwört er, den Offiziers-  
Stand zum Danke auszurotten.

Philipp schwört. Ja — lacht da wer?  
„Mir auch hat ein Eid gelongen,  
Doch das nimmt er nie so schwer!“  
Sagt der Mann von Amerongen.

Pandur.



## Offenherzigkeiten

### Der Schriftsteller mit der mangelhaften Portemonnaieregelung

Daß die Zeitungsreklame immer mehr darauf ausgeht, redaktionelle Formen zu borgen, wird ihr höchstens der Redakteur nicht verzeihen, dem Standesehre mehr als ein juristischer Begriff ist. Wir sind dickfellig und weitherzig geworden. In früheren Zeiten gab es auch in den übelsten deutschen Annoncenfaktoreien eine scharfe Scheidelinie zwischen jener öffentlichen Meinung, die die bezahlten Mitarbeiter des Verlages zu machen versuchten, und jener, die seine bezahlenden Mitarbeiter erzeugten. Heute stößt sich, wie gesagt, kein Fortgeschrittener an der üblich gewordenen Begriffsverwirrung, und niemals streift eine Ministerexzellenz, die den hohen sittlichen Beruf der Presse attestiert, das dunkle Gebiet der feuilletonistisch verschleierte Anzeige. Es ist nichts mehr dagegen zu wollen. Der geschäftsbedürftige Kapitalismus wünscht und bevorzugt diese Art der Ankündigung, und wozu leben wir seit dem 9. November in einer monarchistisch-sozialistischen Republik, wenn ihm nicht in allen Dingen gehorsam werden soll? Was sich die Berliner Theaterkritiker knirschend gefallen lassen müssen, die vom Verleger übertarifmäßig hoch zu honorierenden illustrierten Rezensionen der Brüder Kotter-Schaje, das ist ihren Kollegen recht und billig. Und so wimmelt es unterm Strich an geistreichen Skizzen, die bald über neue Pelzmodelle, bald über Frontkorsetts und die jüngste Luxusdiele hinreißend plaudern. Wie lange noch, und nach Pariser Muster wird auch der Leitartikel zu haben sein, Preise nach besonderer Vereinbarung. Soweit alles gut. Nur eins brandmarkt die gesälligen Beträge der Außenleiter noch: sie meinen es nie unterlassen zu dürfen, sich dem Leser wiederholt als „Schriftsteller“ zu präsentieren. Mindestens dreibis viermal in jedem Aufsatz ist der — bei den hohen Zeilenpreisen doch sehr kostspielige — Hinweis darauf zu finden, daß der Herr oder das Fräulein Autor wirklich und tatsächlich zur richtigen Schriftstellergilde gehört. „Dean inzwischen ward mein Beruf die Schriftstellerei,“ schreibt Frimgard von Pein, deren neckisch-graziöse Feder für elektrisch-keramische (!) Schauerbrandöfen erglüht, während Wilhelm Kirchner begeistert ausruft: „Wenn ich nicht Schriftsteller wäre, würde ich auf der Stelle eines von diesen wunderbaren 50pferdigen Hastenichgesehen-Autos kaufen.“ Schriftstellerdasses hindert ihn daran. Später erwähnt er noch einmal seine betrübliche Geldflemme und nennt sich „einen Schriftsteller von mangelhafter Portemonnaieregelung“. Das Ansehen des Standes wird durch solche halb schnorrerhaften, halb bettelmönchischen Wendungen ungemein gehoben. Ich denke aber, in dieser Beziehung haben bereits Corna Christ und Georg Kaiser dem verehrungswürdigen deutschen Publikum alles Erforderliche gesagt;

Jrmgard von Pein und Wilhelm Kirchner brauchen sich nicht ernst zu bemühen. Zumal sie psychologisch falsch arbeiten. Durch die überdeutliche Betonung ihrer Schriftstellereigenschaft und nun gar erst ihrer Kreditunwürdigkeit, machen sie den zahlungsfähigen Käufer stutzig und schrecken ihn von keramisch=elektrischen Schauerbrandöfen und 50pferdigen Gastenichgesehen-Autos ab. Dem Sachverständigen dieses Kalibers traut kein vernünftiger Mensch ein beachtenswertes Urteil zu. Ihr Auftraggeber könnte also — es sei wiederholt, denn für solche Winke wird er zu haben sein — erkledlich Inseratengeld oder das Geld besser waren, wenn die beschämende Schriftstellerentwürdigung aus den keramisch=elektrischen und 50pferdigen Feuilletons fortbliebe. Er lege den dadurch erübrigten Mammon zu dem anderen und erhöhe, sich einmal als echter Mäcen fühlend, Jrmgard's und Wilhelm's mühseliges Honorar.

### Versparte Milliarden

„Lügen sie dir und streuen Gift,  
Michel, dann greife zum Rechenstift!“

schrieb 1913, anlässlich des Kampfes um die Wehrvorlage, ein Besorgter.

Der Wehrbeitrag belief sich auf insgesamt eine Milliarde.

Schon damals, und gerade damals, wiesen Einsichtige darauf hin, daß es deutsche Pflicht wäre, den Scharnhorstschen Wehrgedanken durchzuführen und die Friedensstärke des Heeres auf 1 v. H. zu bringen, mindestens aber alle brauchbaren Militärpflichtigen einzustellen. Statt drei Armeekorps hätten wir dann einen Zuwachs von neun bis 10 erhalten, statt einer Milliarde also drei bis dreieinhalb zahlen müssen.

Diese aus „Sparsamkeitsgründen“ und aus Furcht vor der Demokratie oder vielmehr vor der demokratischen Presse nicht geforderten sechs Armeekorps hätten die Ausführung der Schlieffenschen Pläne ermöglicht, Klucks rechten Flügel so stark gemacht, wie der Graf es verlangt hatte, die Aufstellung eines starken Reserveheeres gestattet und den Ausgang der Marneschlacht von vornherein entschieden. Kein Moltke und kein Hauptquartier in Luxemburg wären dann imstande gewesen, den Kopf zu verlieren und siegreichen Truppen den Rückzug anzubefehlen.

Die 1913 ersparten zwei Milliarden kosten uns, von allem Hunger und Jammer, aller Vermüstung und allem Verbrechen abgesehen, jetzt laut Herrn Dr. Wirth bereits 288 Milliarden.

Selbst wenn man die seither eingetretene Entwertung des Geldes in Rechnung zieht — die Sparsamkeit hat sich nicht gelohnt.

Nach aber hundert Jahren wird sich Michel indessen von den Sparsamkeitsaposteln wiederum belügen und Gift streuen lassen, ohne rechtzeitig zum Rechenstift zu greifen. Er ist unrettbar erblich belastet.

### Bayerischer Verfassungsbruch

Es wird mit Bayern tatsächlich nicht mehr lange so weiter gehen. „Die beglückende Morgen Sonne der neuen Freiheit“, deren Strahlen der Erfinder dieses Wortes, Herr Philipp Scheidemann, inmitten seiner billigen Kasseler Schloßmöbel allerdings sehr kräftig verspürt hat, diese Morgen Sonne ist in Bayern kurzerhand von der Tagesordnung abgesetzt worden. Man hat dort nicht nur dem Clemenceau-Bolschewismus des Propheten Eisner den Hals umgedreht und unserem schlotternden Bürgertum gezeigt, wie rasch und wenig kostspielig dieser Spuk gebannt werden kann; man regiert dort nicht nur ganz ohne roten Einschlag oder unter roter Neutralitätsfuchtel und kommt dabei gut zurecht, sondern wagt neuerdings sogar dem Allermächtigsten im Reiche, dem obrigkeitlich privilegierten Schiebertum, auf den versetzten Leib zu rücken.

Wobei selbst vor groben Verfassungsbrüchen — Brüchen der Weimarer Verfassung, die Erzberger gefegnet hat! — nicht zurückgeschaut wird.

Bayern hat das Postgeheimnis für Schieber, Schleichhändler und Wucherer einfach aufgehoben. (Versiß gegen Art. 117 N.B., der Ausnahmen von der Unverletzlichkeit besagten Geheimnisses einem feierlichen Reichsgesetze vorbehält.) Die verbrecherischen Kräfte, die das Volk vollends aussaugen, sollen sich nach Auffassung der bayerischen Regierung nicht der öffentlichen Telegraphen- und Fernsprecheinrichtungen bedienen dürfen; für Schädlinge und Schufte seien diese Einrichtungen nicht da, ebensowenig das sonst so ängstlich gehütete Geheimnis. Jesuitisch=reaktionär, wie sie einmal ist, beruft sich die Rahr-Claque dabei auf Art. 48, 4 N.-B., wobei bei Gefahr im Verzuge die Landesregierung für ihr Gebiet einstweilige Maßnahmen, also auch Aufhebung des Art. 117, treffen kann. Als ob beim Schieber- und Wuchertum, das seit sechs bis sieben Jahren ungehemmt arbeitet, von einer Gefahr im Verzuge die Rede sein könnte!

Alle Reichsministerien seit 1915 bekämpfen die Wucherbanden mit äußerster und unerbittlicher Entschlossenheit. Kein neuer Mann hat es an den allerschärfsten, rücksichtslosesten Worten fehlen lassen. Und da erdreistet sich die Münchener Regierung zu Taten!

Ihr Maß ist voll, was man im Dunst der Münchener Bierkeller ja allerdings zu den Annehmlichkeiten des Daseins rechnet.

### Künstliche Diamanten

Die großen deutschen Dynamitwerke, die infolge des Friedensvertrages ihre Erzeugung von Kriegsmaterial aufgeben mußten, haben sich auf die Erzeugung von künstlichen Diamanten geworfen. Die Versuche sind so weit vorgeschritten, daß man erwarten darf, in absehbarer Zeit aus Deutschland schönere und billigere Diamanten zu erhalten als aus Südafrika. Das ist der deutsche Revanchekrieg. Man hat uns die Welt genommen, und wir sollen auf unserem mageren kleinen Stück Deutschland verkümmern und verhungern, aber die deutschen Laboratorien erobern sich neue Provinzen. Hat man uns Südwest-Afrika mit den schönsten Diamanten der Erde geraubt, so machen wir jetzt eben dem südafrikanischen Diamantenmarkt mit unseren Fabriken Konkurrenz, wie einst die Anilinfarben aus Ludwigshafen den indischen Indigo aus dem Feld schlugen.

Es ist den Engländern und Franzosen sehr peinlich, auf ihren wissenschaftlichen Vorträgen immer auf die wissenschaftlich-technischen Fortschritte des geschlagenen Deutschlands hinweisen zu müssen. Jeder Redner, der dies tut, entschuldigt sich damit. Natürlich entsteht bei den Feinden dann sofort der praktische Wunsch, dem geschlagenen, ohnmächtigen Gegner die Früchte seiner Erfindungsgabe sofort auch wieder zu rauben. Machen wir uns deshalb keine allzu großen Hoffnungen, daß unsere Laboratorien allein die an uns verübte Blünderung wieder gutmachen können! Künstliche Diamanten sind gut, aber sie können uns nicht retten, solange aus den künstlichen Produkten nicht eine natürliche Wiedergeburt des deutschen Nationalgeistes hinzugereten ist. Alles, was wir materiell erzeugen, ist vogelfrei. Kurz-sichig wäre, wer darauf unsere Zukunft gründen wollte. Aber derselbe Geist, der auf dem materiellen Gebiet Diamanten hervorbringt, kann unsere Zukunft begründen, wenn er auf dem idealen Gebiet ebenso schöpferisch bleibt. Berrina.

